

Förderung der Geschichtsforschung in den österreichischen Alpenländern durch die moderne Volkskunde.

Von **Raimund Friedr. Kaindl** (Graz).

Die wichtigen Beziehungen zwischen der historischen und volkskundlichen Forschung in ihrem ganzen Umfange zu erörtern, ist hier nicht der Ort.¹ Der Zweck dieser Zeilen ist bloß zu zeigen, wie die geschichtliche Forschung in unseren Alpenländern durch die Volkskunde gefördert werden kann.

Die Volkskunde schafft zunächst vielen historischen Stoff herbei, den sie für ihre Zwecke auszubeuten sucht, der aber auch für die Geschichtsforscher von Wert ist. Man kann geradezu behaupten, daß der Historiker, insbesondere der Kulturhistoriker, keinen Band unserer Zeitschriften für Volkskunde durchsehen wird, ohne Bereicherung seines Forschungsmaterials zu finden: Erklärungen historisch belegter Gebräuche und Sagen, Rechtsdenkmäler, Nachrichten über alte Gerichtsstätten und Heiligtümer, Testamente, Zunftordnungen, urkundliches Material über Hexenprozesse, historische Lieder, für Kulturverhältnisse bezeichnende Inventare und unzählige ähnliche Stoffe. Ebenso können volkskundliche Beobachtungen zu historischen Feststellungen führen oder das Verständnis geschichtlicher Berichte erleichtern. Dies näher darzulegen, ist der Hauptzweck der folgenden Ausführungen.

So betont ein ungenannter Forscher in der „Carinthia“ Bd. 90 (1900) Nr. 3, daß für die Feststellung des Zuges der alten Römerstraßen in den Alpenländern die Tradition des Volkes eine wichtige Quelle ist. Indem er die Anhaltspunkte, die die volkstümliche Namengebung und die Sagen boten, verfolgte, stellte er den Verlauf der alten Verkehrsstraße fest, die durch das kärntnerische Liesertal in den salzburgischen Lungau zog. Derartige Beispiele ließen sich häufen.

¹ Darüber meine „Volkskunde“ (Wien 1903) und die Inaugurationsrede „Geschichte und Volkskunde“ (Czernowitz 1912).

H. v. Pren hat in den Mitt. d. anthrop. Gesellschaft Bd. 31 (1901) S. 52 ff. festgestellt, daß die Opferung der Tonkopfnurnen in zwei oberösterreichischen Orten bei Braunau offenbar auf die Fortsetzung eines hier schon zur Römerzeit üblichen phallischen Kultus hinweist, von dem freilich nur die äußere Form sich bis auf unsere Tage erhalten hat.

Bei der Erklärung der römischen Fluchtäfelchen aus einem Grabe in Poetovio (Pettau) wäre A. v. Premenstein sicherer vorgegangen, wenn er die Volkskunde herbeigezogen hätte. Diese mit einem Nagel durchbohrten Bleitäfelchen zeigen die Worte: „*Paulina aversa sit a viris omnibus et defisca sit, ne quid possit mali facere. Firminam clodas ab omnibus humanis*“, d. h. also: „Paulina sei fern gehalten von allen Männern und festgemacht, daß sie nichts Böses tun kann. Die Firmina schließ ab von allen Menschen.“ Premenstein meint, daß Paulina und Firmina den Hetärenkreisen Poetovios angehört haben müssen und gegen sie ein Fluch geschleudert wird. Nun ist aber diese Voraussetzung Premensteins ganz unrichtig. Dem Volksforscher ist bekannt, daß Frauen und Mädchen, die Vampyre sind, nach dem Volksglauben das Grab verlassen und den Männern das Blut aussaugen. Geschichte dies, so müssen sie aufgegraben und mit einem Pfahle oder Nagel durchgeschlagen werden. Für solche blutgierige Vampyre wurden offenbar die zwei Frauen gehalten und deshalb sollten sie von allen Männern ferngehalten werden, nicht aber, weil sie Hetären waren. (Jahreshefte d. österr. archäolog. Institutes, Bd. 9 [1906] S. 102.)

J. Schmidt macht darauf aufmerksam, daß unter den Slowenen Krains und der benachbarten Gebiete der Perchtenglaube verbreitet ist. Dies würde, wenn auch andere Zeugnisse abgingen, beweisen, daß hier alte deutsche Kolonien bestanden. Da der Perchtglaube vorzüglich eine in Bayern verbreitete Mythe ist, verweist die Überlieferung auch auf die Herkunft der Ansiedler. Tatsächlich kamen sie nach den historischen Quellen aus Bayern; damals waren in Krain viele Güter an das Bistum Freising verschenkt, das natürlich bayrische Bauern als Ansiedler dahinführte. (Zeitschr. f. Volkskunde, Leipzig, Bd. 1, S. 413 ff.)

Ebenso fand Ignaz Zingerle, daß im Eisacktale zu Vilanders und in Laien von Frau Perchta erzählt wurde. Wie kam in das ehemals romanische Eisacktal dieser Glaube und warum auch hier der Namen Perchta, während in an-

deren Teilen Tirols Frau Hulde, Holde umgeht? Auch diese volkskundliche Beobachtung setzt bayrische Ansiedlung voraus, die auch durch andere Nachrichten bestätigt wird. In Laien, dem alten Legianum, und ebenso in Vilanders hatte das Bistum Freising ausgedehnte Besitzungen und hatte Bayern dahingebraucht. (Zeitschr. f. Volkskunde, Leipzig, Bd. 1, S. 261 f.)

Wie in diesen Fällen die heidnischen Götter, so sind in anderen die Namen gewisser christlicher Heiliger, denen die Kirchen geweiht sind, für historische Fragen wichtig. Die örtliche Verehrung einzelner Kirchenpatrone und Heiligen kann zur Lösung der Besiedlungsfrage des Ortes, zur Feststellung der Herkunft der Ansiedler, der Erbauungszeit der Kirche und dergleichen beitragen. Mit Bezug auf Tirol äußert sich darüber Ignaz Zingerle wie folgt (Zeitschr. f. Volkskunde, Leipzig, Bd. 1, S. 260): „Wie die Pflanzen in unseren Bergen, haben auch Mythen und Sagen ihren Standort. Wie eine Pflanze nur in dieser oder jener Gegend vorkommt, so auch eine Sage . . . Ist es ein blinder Zufall, daß man am Inn, wo Alemannen Einfluß hatten, nach dem „St. Galli Ziel“ rechnet; an der Etsch, wo die Franken einst festen Fuß gefaßt hatten, nach dem fränkischen Patron St. Martin? War es Willkür, daß die alten Kirchen hier nur dem hl. Zeno, dort dem hl. Oswald, anderswo der hl. Gertraud geweiht sind? Ich glaube nicht; es waren Nationalheilige, Schutzpatrone der Ansiedler. Es wäre nach meiner Ansicht wünschenswert, die alten, oft zerfallenen Heiligtümer näher zu erforschen und deren Patrone, die oft sogar heute verschollen sind, genau zu verzeichnen. Es könnte mancher Lichtstrahl auf die Geschichte des Landes und dessen Besiedlung fallen.“ Zingerle zeigt sodann, daß die Ulrichskirche in Plarsch bei Meran auf Beziehungen zu Kempten-Augsburg hinweist. Der sonst in Tirol unbekannt Heilige der Kirchhofkapelle zu Partschins (an der Etsch), der hl. Razzo, deutet auf das Bistum Regensburg. Auf dem Rittnergebirge kommt, das einzige dieses Namens, ein VerenaKirchlein vor; es muß auf Alemannen zurückgehn. Die Gertraudkirchen weisen auf fränkische Ansiedlungen.

Der verdienstvolle Krainer Geschichtsforscher A. Müller hat vor mehreren Jahren in seiner Zeitschrift Argo, Bd. 7 (1899) S. 180 u. Bd. 8, S. 16 u. 37 neue Beweise für den Zusammenhang zwischen dem hl. Vitus (an Stelle des slawischen Gottes Svantovid) und slawischen Ansiedlungen gesammelt. St. Veit in Mittelkärnten war der Mittelpunkt einer

Hauptniederlassung der Slawen daselbst; dieser „pagus Chro-uati“ wird schon 954 urkundlich erwähnt. Ähnliche Beziehungen müssen zwischen den anderen, dem hl. Vitus geweihten Kultstätten und slawischen Ansiedlungen bestanden haben; man zählt in Krain 26, in Kärnten 11, in Steiermark 23 und in Oberösterreich 14 derartige Kirchen und Kapellen. Über eine dieser Vituskirchen liegen ganz besonders interessante Feststellungen vor. An der Traun in Oberösterreich erhebt sich dort, wo das Kremstal in das Trauntal mündet, also am rechten westlichen Ufer, auf einem vorgeschobenen Hügel die Filialkirche St. Viti am Berg der Pfarre Ansfelden. Zwei Kilometer davon ist die Überfuhr, die nach dem Pfarrorte Traun (westlich vom Traunfluß) führt, von welchem wieder etwa 1·5 Kilometer entfernt die Ortschaft St. Dionysen am Traunufer liegt. In St. Veit am Berg findet jährlich am 15. Mai eine große Wallfahrt statt, zu der an 2000 Menschen zusammenströmen. Dem Volksforscher, der derartige Festlichkeiten in den Bereich seiner Betrachtungen zieht, fällt es auf, daß zu diesem Feste nur Leute aus dem östlichen Hügellande von Kremsmünster, Neuhofen, Sirning usw., also auch aus viele Stunden weiter Entfernung kommen, während von Westen selbst aus der unmittelbaren Nachbarschaft von Traun und St. Dionysen niemand her zu wallfahren pflegt. Was ergibt sich daraus für den Geschichtsforscher? Müllner hat dies scharfsinnig festgestellt. Es ist zunächst allgemein bekannt, daß die Gegend östlich von der Traun noch um 777 von Slawen bewohnt war; zu ihrer Bekehrung ist damals das Stift Kremsmünster durch den bayrischen Herzog Tassilo begründet worden. Damit paßt sehr gut zusammen das Bestehen der St. Veitkirche auf dem vorgeschobenen Hügel; dies ist ein sehr passender Ort für eine heidnische Kultstelle gewesen, an deren Stelle nach der Christianisierung die St. Veitkirche trat. Sie blieb für diese Gegenden östlich der Traun eine Stätte gemeinsamer Verehrung. Und nun wenden wir uns nach Traun und dem benachbarten St. Dionysen am westlichen Traunufer. Pfarrort ist jetzt Traun; früher stand die Pfarrkirche in St. Dionysen. Heute bilden die Grundmauern des Kirchleins die Wände eines strohgedeckten Wohnhäuschens; der Friedhof dient als Obstgarten. Den heiligen Dionysius, den Kirchenpatron des älteren Orts, verehrt man jetzt in Traun; dort steht seine Statue, die ihn mit dem abgeschlagenen Haupt in der Hand darstellt. Darnach haben wir

mit dem Bischof und Martyrer Dionysius zu tun, welcher als erster Bischof von Paris in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts wirkte und damals geköpft wurde; St. Denis hat nach ihm seinen Namen. Wir finden somit am westlichen Ufer der Traun den Hauptheiligen der Franken als Patron und Namengeber der Ortschaft. Daher gehen wir sicher nicht irre, wenn wir sie als eine Frankenansiedlung ansehen, die gedeckt durch den Fluß, beim Vordringen der Franken in diese Gegend als wichtiger Posten gegen die östlich benachbarten Slawen errichtet wurde. Schon das allein ist ein schönes Ergebnis. Aber in dem Umstand, daß St. Dionysen der Mittelpunkt der Frankenansiedlungen, St. Veit am Berg dasselbe für die Slawen war, ist offenbar auch die Ursache zu suchen, warum noch jetzt nach St. Veit am Berg nur die Bewohner des östlichen Hügellandes strömen, jene von Traun und St. Dionysen aber ganz fernbleiben. Man hat es hier offenbar mit einer alten, einstens wohlbegründeten Gewohnheit zu tun, die heute fortbesteht, obwohl die Gründe dafür längst beseitigt sind.

Von hoher Bedeutung für die Besiedlungsfragen ist auch die Hausbauforschung. Dafür hat sich z. B. Dachler in seiner Arbeit „Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung“ (Blätter d. Vereins f. Volkskunde v. Niederösterr., Bd. 31 [1897] S. 157 ff.) mit Recht ausgesprochen. Indem er die Verbreitung der Hausformen in Niederösterreich untersucht, kommt er zum Schluß, daß nur in den ersten Jahrzehnten der Besiedlung seit 955 bajuwarische Ansiedler das damals nach der Lechfeldschlacht der Kolonisation erschlossene Land bis in die Gegend südlich von Melk in Besitz nahmen; beim weiteren Vorrücken der wiederbegründeten Ostmark gegen die Leitha, March und Thaja siedelten sich zumeist Franken an. In dem Viertel unter dem Wienerwald und in den zwei Vierteln nördlich der Donau ist daher das fränkische Gehöft vorherrschend.; nur in dem zuerst besiedelten Viertel ober dem Wienerwald weist das bajuwarische Gehöft größere Verbreitung auf. Dieses Ergebnis der eingehenden volkskundlichen Studien Dachlers hat der Schreiber dieser Zeilen in einer Anzeige, die er 1908 über sie schrieb, als beachtenswert bezeichnet, zugleich aber gewünscht, daß die interessante Frage durch die Sprachforschung und die historische Untersuchung nachgeprüft werde. Tatsächlich hat schon ein Jahr darauf Th. von Grienberger in seiner Studie „Zur Kunde österr. Ortsnamen“ (Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichts-

forschung, Bd. 19 [1899] S. 527 ff.) auf Grundlage sprachgeschichtlicher Betrachtung der Ortsnamen im südöstlichen Niederösterreich festgestellt, daß sie der Besiedlung durch Franken zugeschrieben werden müssen und insbesondere auch Wien vom sprachgeschichtlichen Standpunkte aus nicht als bayrische, sondern als fränkische Gründung zu betrachten ist. Diese Übereinstimmung der Ergebnisse, die auf ganz anderen Wegen unabhängig voneinander gewonnen wurden, ist sicher beachtenswert. Kurz darauf hat A. Grund die Ergebnisse der Forschung Dachlers auch historisch nachgeprüft. In seiner Schrift „Die Veränderungen der Topographie im Wiener Walde und Wiener Becken“ (Leipzig 1901) kommt er zum Schluß, daß wir in wirksamer Weise den Gang der historischen Forschung durch Untersuchung der Hausform ergänzen können. Die Haustypen entsprechen den alten Kolonisationsgrenzen. Die Betrachtung der Haus- und Hofformen ermöglicht, wie die Unterschiede in der Siedlungsform, das vor und nach 976 besiedelte Gebiet zu trennen. Die höherstehende Wohnform des dreiteiligen (bajuwarischen) Hauses, des älteren westlichen Besiedlungsgebietes, wurde im jüngeren Kolonisationslande weiter gegen Osten durch die primitivere zweiteilige (fränkische) abgelöst. Diese auffallende Tatsache des Typenwechsels, die weder durch die Landesnatur, noch durch fremde Einflüsse in dem vorher menschenleeren Lande erklärbar ist, kann nur auf Kolonisten mit anderen heimischen Traditionen zurückgehen. Es müssen vorwiegend Leute in das östliche Niederösterreich eingewandert sein, die das dreiteilige Haus nicht kannten, sondern zweiteilige bauten. Der Einheitlichkeit der Hausform muß zwar nicht immer ethnographische Einheitlichkeit der Ansiedler entsprechen, wohl aber numerische und politische Übermacht eines Bevölkerungselementes. Somit muß dieser Teil Niederösterreichs tatsächlich vorzüglich von Franken besiedelt worden sein. Grund zeigt ferner, daß eine dritte Art des Hauses, der karantanische Haufenhof, ebenfalls eine Kolonisationsgrenze bezeichnet, nämlich jene der Ansiedlung der steirischen Markgrafen in den Kalkalpen. Wie die verschiedenen Typen der Hausform, so fallen aber auch die Unterschiede der Siedlungsform mit historischen Grenzen zusammen. In der Ebene weist das vor 976 besiedelte Land andern Siedlungstypus auf (Einzelhöfe), als das zwischen 976 und 1043 (kleine Weiler) und das nach 1043 besiedelte (Straßendörfer). Im Gebirge scheidet sich ebenso das Gebiet

der Kolonisation der steirischen Markgrafen durch seine Einzelhöfe von den andern Kolonisationsgebieten.

Kaum nötig ist zu bemerken, daß die Beobachtung der Siedlungsformen auch für die Ansiedlungen der Slawen von hoher Bedeutung sind; nur darf man nicht in unseren Alpengegenden Runddörfer suchen, weil diese bei den Südslawen überhaupt zu fehlen scheinen.¹ Die volkscundliche Forschung ist gewiß auch bei anderen uns interessierenden Fragen, wie z. B. der kärntnerischen Herzogseinsetzung, der slawischen Hauskommunion und bei Ortsnamenerklärungen von Bedeutung. Wie die Kenntnis der Volksbräuche auch zum Verständnis historischer Berichte beitragen kann, mag noch ein Beispiel lehren. In den Artikeln, über die sich die Städte und Märkte der Steiermark um 1439 einigten, erscheinen auch allerlei Bestimmungen über die Juden. Ein neuerer Geschichtsschreiber, der darüber handelt, bemerkt: „Sonderbar ist die Bestimmung, daß die Juden gleich den Christen von allem, was sie über Land führten, Maut und Zoll geben mußten, nur ‚tote Juden‘ sollten mautfrei sein.“ Um diese Bestimmung zu verstehen, genügt es, einen Satz aus einer volkscundlichen Darstellung über die Juden in der Bukowina (Globus Bd. 80, S. 136) zu zitieren: „Die Zahl der jüdischen Friedhöfe ist spärlich, so daß man die Toten oft meilenweit führen muß, um sie bei Glaubensgenossen zu bestatten.“ Ebenso war es schon früher und daher kam und kommt die Verführung von „toten Juden“ vor. Für solch einen Leichenwagen wurde keine Abgabe gefordert.

¹ Deutsche Erde 1912, S. 84 f.